

David Humes Beurteilung in der Geschichte der Philosophie.

Von Dr. Emil Walz in Viersen.

Bis in unsere Tage hinein hat die Stellung David Humes in der Geschichte der Philosophie eine durchaus verschiedenartige Beurteilung erhalten — ein Schicksal, das keinem andern Philosophen in dieser Weise widerfahren ist. Während die einen ihn für einen Skeptiker betrachteten, rechneten andere ihn zu den Realisten, und wieder andere sahen in ihm einen Vorläufer des Positivismus. Und doch muss es möglich sein, auch diese Frage abschliessend zu beantworten. Dass so vielerlei Meinungen über seinen Standpunkt aufkommen konnten, ist zwar dem Kenner der Humeschen Schriften nicht unbegreiflich; den Grund für diese zwiespältigen Auffassungen glaubt der Verfasser in seiner Abhandlung „Humes Verhältnis zur Erkenntnislehre Lockes und Berkeleys¹⁾“ auch hinreichend ausgeführt zu haben. Doch dürfte es sich lohnen, diese Beurteilungen der Humeschen Philosophie, wie sie besonders in den letzten 40 Jahren aufgetreten sind, einmal übersichtlich zusammenzustellen und zu prüfen. Ein unparteiisches Urteil wird sich dann um so eher fällen lassen. Es kann sich hier naturgemäss nur um Schriften handeln, so weit sie die Erkenntnislehre Humes berühren. Auf Vollständigkeit hierbei sei ferner nur in dem Sinne Anspruch erhoben, als keine spezielle Art der Beurteilung des Humeschen Standpunktes ausser acht gelassen worden ist. Von den älteren Kritikern war es nötig, wenigstens Kant zu erwähnen, dem wir daher auch zunächst das Wort erteilen.

1. Kant erkennt ausdrücklich Hume als einen „gemässigten“ Skeptiker an (Krit. d. r. Vern., Hartenstein, 13) und gibt zu, dass sein Skeptizismus auf den triftigsten Gründen beruhe (Krit. d. r. V. 592). Obgleich er ferner es rügt, dass man Hume fälschlich einen „unbeschränkten“ Skeptizismus beilege (Kr. d. r.

¹⁾ Inaugural-Dissertation. Tübingen 1907, H. Laupp jr.

V. 13), so nötigt ihn doch sein kritischer Scharfblick, mancherlei an Humes Skeptizismus auszusetzen. Vor allem führe er sein skeptisches Prinzip nicht mit Beharrlichkeit durch, wie dies eigentlich hätte geschehen sollen. Auch mache er mit der ganzen Metaphysik kurzen Prozess (Vorrede zur 2. Ausg. d. Kr. d. r. V. 39). Kant meint dann wieder an einer anderen Stelle (Kr. d. r. V. 591), Hume habe sich gänzlich dem Skeptizismus ergeben, da er entdeckt zu haben glaubte, dass alle vorgebliche Vernunftwahrheit auf eine ganz allgemeine (umfassende und radikale) Täuschung unseres Erkenntnisvermögens hinauskomme. Hume ist ihm der hervorragendste und geistreichste Repräsentant der Skeptiker (ebenda 14). Dies aber, dass sich Hume auf die Erklärung des Ursprungs des Kausalbegriffs nicht näher eingelassen habe, habe gerade seinen Skeptizismus herbeigezogen, den Skeptizismus, der doch nicht ganz mit Besonnenheit gepaart sei, da Hume diejenigen Momente, welche er konsequentermassen mit in Betracht hätte ziehen müssen, „aus den Augen verloren“, den Skeptizismus, durch den er „unbedachtsamerweise eine ganze und zwar die erheblichste Provinz von dem Felde der reinen Erkenntnis abschneitt“ (Proleg. § 4, 20)¹⁾. Wenn man genauer hinsieht, sind es alles in allem drei Punkte, die Kant Hume tadelnd vorhält:

Erstens: Er „setzte sein Schiff, um es in Sicherheit zu bringen, auf den Strand des Skeptizismus, da es dann liegen und verfaulen mag“. Kant will ihm „einen Piloten“ geben, der es sicher führen könne, „wohin es ihm gut dünkt“.

Zweitens: er hat sich seinen Einwurf nicht allgemein genug vorgestellt. Es gibt nach Kant mehr synthetische Urteile mit aprioristischem Anspruch als das Kausalitätsprinzip. Kant suchte sich ihrer Zahl zu versichern und das „Inventarium aller unserer Besitze durch reine Vernunft“ nicht bloss vollständig zu machen, sondern systematisch zu ordnen.

Drittens hielt Hume die mathematischen Sätze für analytisch. Hätte er sie, meint Kant, wie er für synthetisch gehalten, so würde sofort auch die von ihm verurteilte Metaphysik in eine Gesellschaft gekommen sein, die sie wider die Gefahr „einer schnöden Miss-handlung“ hätte sichern müssen²⁾.

¹⁾ Vgl. hierzu Maximilian Runze, Kants Kritik an Humes Skeptizismus. J. D. Berlin 1880.

²⁾ Vgl. Ernst Laas, Idealismus und Positivismus, Berlin 1879—84, III 323.

So dachte jedoch Kant erst in der Zeit, als er seine Hauptwerke schrieb. Denn damals erst war er zur Einsicht gelangt, dass nur von der Anerkennung der synthetischen Funktionen des Verstandes die Lösung des Humeschen Problems abhängt. Ja, man kann sagen, dass Kant noch hinter Hume zurückstand, so lange er in der logischen Erkenntnis nur eine analytische Funktion erblickte; Humes Problem hatte er sich damals noch gar nicht vergegenwärtigt. Es lässt sich jedoch der stufenweise Fortschritt Kants in bezug auf seine Stellung zu Hume an der Hand seiner Schriften in ein deutliches Licht stellen, wie dies bereits Kuno Fischer, *Gesch. d. neueren Phil.* III. Teil, getan hat. Noch im Jahre 1766 stimmen die Hauptpunkte, zu denen Kant auf seinem bisherigen Entwicklungsgange gelangt war, mit denen Humes überein:

1°. Metaphysik kann nichts sein als eine Wissenschaft von den Grenzen der menschlichen Vernunft.

2°. Unsere Erkenntnis kann nichts sein als Mathematik und Erfahrung.

3°. Alle Wissenschaft des Uebersinnlichen ist unmöglich und überflüssig.

Aber bereits im Jahre 1770 spricht Kant in seiner Inaugural-schrift den Grundgedanken der Vernunftkritik wenigstens in bezug auf Raum und Zeit aus, aber noch nicht in bezug auf die Kategorien überhaupt. In dieser Schrift macht Kant die wichtige Entdeckung, dass Sinnlichkeit und Verstand der Art, nicht dem Grade nach verschieden seien. Von jetzt an geht Kant seinen eigenen Weg, den er 1781 mit seiner Kritik der reinen Vernunft eröffnet. Jetzt sind die Hauptbedingungen der wahren Erkenntnis, nämlich Notwendigkeit und Allgemeinheit, vorhanden. Dies sind gerade die beiden Faktoren, welche von Kant als nicht nur erforderlich und unentbehrlich darin gesucht, sondern auch als wirklich darin vorhanden nachgewiesen werden. Nach Kant sind es also die transszendentalen Kategorien, die reinen Verstandesbegriffe, welche durch Synthese der Erscheinungen Erfahrung und Erkenntnis bewirken.

Ein solcher ist nun auch die Kausalität. Dieser Begriff lässt sich also nicht auf einen anschaulichen Gegenstand zurückführen, lässt sich nicht aus der Anschauung oder Wahrnehmung wie die gewöhnlichen Gattungsbegriffe abstrahieren. Er ist kein vorstellender, sondern ein verknüpfender, kein empirischer, sondern ein reiner oder ursprünglicher Begriff. Er gehört zu denjenigen reinen Be-

griffen, welche nicht nur die Erfahrung selbst, sondern überhaupt ein Erfahrungsobjekt erst möglich machen, und zwar deshalb, weil erst durch sie eine notwendige Verknüpfung bewirkt und eingesehen werden kann. Ohne sie gäbe es keine Erfahrung, wie es ohne Erfahrung nichts Erfahrbares, d. h. keine Gegenstände der Erfahrung gäbe, ebenso wie es ohne sinnliche Wahrnehmung keine wahrnehmbaren oder sinnlichen Dinge gibt. Dies der gewaltige Unterschied zwischen Kant und Hume. Doch was ist beiden auch jetzt noch gemeinsam? Beide erkennen die Subjektivität der Erfahrung an, Hume, indem er ihren Gebrauch für eine subjektive Tendenz, Kant, indem er ihre Funktion für die Tätigkeit einer transszendentalen Kategorie hält. Dass Erfahrung keine Notwendigkeit gäbe, war eine Ueberzeugung, die beide in gleicher Weise teilten. Ihre Folgerungen aber aus diesem Satze sind, wie gezeigt, grundverschieden.

Hume schloss:

Erfahrung gibt keine Notwendigkeit.

Nun stammt das Kausalitätsgesetz aus der Erfahrung.

Folglich hat es keine Notwendigkeit.

Kant schloss:

Erfahrung gibt keine Notwendigkeit.

Nun hat das Kausalitätsgesetz Notwendigkeit.

Folglich stammt es nicht aus der Erfahrung¹⁾.

Beide verbieten ferner die Anwendung dieser Kategorie auf übersinnliche Dinge, Hume, indem er die Kausalität nur auf Wahrnehmungen, Kant, indem er sie nur auf Erscheinungen angewandt wissen will²⁾. Wir haben uns deshalb hierbei etwas länger aufgehalten, um zugleich diesen wichtigen Punkt der Humeschen Lehre kritisch etwas zu beleuchten.

2. Kuno Fischer — um mit ihm zu den Neueren überzugehen, — sieht in seinem bereits genannten Werke „Francis Bacon und seine Nachfolger“ in Hume denjenigen Philosophen, der die ganze Entwicklungsreihe der englischen Erfahrungsphilosophie abschliesst, und zwar als selbständiger, origineller Denker. Nach ihm steht Hume in engerem Anschluss an Berkeley als an Locke; er ist der Fortsetzer und Vollender der Entwicklungsreihe, die mit Bacon

¹⁾ Vgl. Paul Deussen, Die Elemente der Metaphysik. Vorbetrachtung: Ueber das Wesen des Idealismus. Leipzig 1902, 38.

²⁾ Vgl. Rud. Kühne, Ueber das Verhältnis der Humeschen und Kantischen Erkenntnistheorie. J. D. Berlin 1878.

beginnt und auf das Gebiet der äusseren Erfahrung gerichtet ist, die von Hobbes auf die Erkenntnis der menschlichen Natur und der Gesellschaft erweitert, von Locke zur erkenntnistheoretischen, empiristischen Philosophie ausgebildet und von Berkeley zum strengen Idealismus durchgeführt wird. Nach K. Fischer ist Hume ausgesprochenen Skeptiker, der den von Berkeley bereits angedeuteten Skeptizismus unumwunden ausspricht und ihn als das einzige vernünftige Resultat einer Betrachtung des gewöhnlichen Bewusstseins gelten lassen will. Und diese Ansicht konnte auch nur das logische Ergebnis der ganzen sensualistischen Philosophie sein. Denn erhalten wir alles Erkenntnismaterial durch unsere Sinnlichkeit zugeführt, so können unsere Erkenntnisobjekte nur Vorstellungen sein, die sich nur mit Vorstellungen vergleichen lassen, sonst mit nichts. Mit diesen Vorstellungen nun operiert die Einbildungskraft, indem sie besonders nach dem Gesetze der Aehnlichkeit dieselben ordnet, assoziiert. Die Erkenntnis also, wenn man von einer solchen reden will, kann in nichts anderem bestehen, als in der Einsicht in die Gesetze der Assoziation. Im letzten Grunde ist also unsere ganze Erkenntnis bloss das Werk unserer Einbildungskraft; aus einer so beschaffenen Erkenntnis aber kann sich nur ein skeptisches Resultat ergeben, eine gewisse Resignation allem Erkennen gegenüber.

3. Die gleiche Auffassung über den Standpunkt Humes teilt Ueberweg-Heinze in dem „Grundriss der Geschichte der Philosophie der Neuzeit“. Im § 22 lautet das Urteil über ihn dahin, dass er, auf dem Boden des Lockeschen Empirismus stehend, denselben besonders durch seine Untersuchungen über den Ursprung und die Anwendbarkeit des Begriffes der Kausalität zum Skeptizismus umgebildet habe. In seinen Betrachtungen über die Kausalität sei eben sein Skeptizismus begründet, an sie knüpfte sich zumeist seine philosophische Bedeutung. Dazu komme, dass Hume ebenso negativ auch über den Substanzbegriff urteile. Die Frage, ob die Perzeptionen einer materiellen oder immateriellen Substanz inhärieren, sei unbeantwortbar, weil sie keinen verständlichen Sinn habe. Also auch in dieser Beurteilung erscheint Hume als Skeptiker.

4. Fr. Jodl¹⁾ findet, dass nicht eine grosse, positive Errungenschaft, nicht die Schöpfung eines umfassenden Systems Hume in der Geschichte der Philosophie unsterblich gemacht habe, sondern eben seine Kritik, ja man könne geradezu sagen: sein Skeptizismus.

¹⁾ Vgl. Fr. Jodl, *Leben und Philosophie David Humes*. Halle 1872.

5. E. Pfleiderer¹⁾ meint, dass Hume zwischen Empirismus und Skepsis je nach Stimmung und Gegenstand hin und herschwanke. Oft gehe es lange mit einer Sicherheit fort, dass man schon glaube, hier wenigstens sei festes Land, bis er sich plötzlich besinne und sich förmlich über seine dogmatisch-zuverlässige Redeweise entschuldige, die ja einem Skeptiker nirgends zieme. Sodann schwanke er wieder innerhalb der Skepsis, die mehr Temperaments- als Verstandessache sei, zwischen deren positivem und negativem Pol. Bald rede er gegen die übertriebenen, mit Windmühlen kämpfenden Verlästerer dieser Denkart in der Richtung, als ob es sich nur um die bescheidene Resignation bei dem sicher Wissbaren handelte, um die genaue Absteckung der Gebiete, deren Bebauung Nutzen verspreche, um die Warnung vor solchen, für die wir nun einmal nicht eingerichtet sind. Und hierfür hoffe er, wertvolle präliminare Leistungen der Welt auch seinerseits geschenkt zu haben, hoffe er, durch Anregung mancher Schwierigkeiten und Beleuchtung (mancher) bedeutsamer Momente für glücklichere Nachfolger ein nicht unrühmlicher Vorgänger und Pionier zu sein. Bald aber verliere sich diese Freude auch wieder: seine Untersuchung scheine ihm so eindringend, seine Ergebnisse oder vielmehr der Mangel an solchen so sicher und naturnotwendig zu sein, dass von grossen Hoffnungen für die Zukunft und erspriesslicheren Leistungen anderer, die ja auch nur dieselben Menschenkinder seien, kaum mehr die Rede sein könne. Der zukunfts-freudige Zweifel werde bei Hume zur matten, mit der Wissenschaft abschliessenden Verzweiflung (536). Schliesslich nennt Pfleiderer die Uebergangphilosophie Humes einen viel zu ehrlichen und scharfsinnigen Empirismus, um in die dogmatische Platttheit des Materialismus statt in Skepsis auszumünden (539). Humes Philosophie zeige deutlich, wohin es schrittweise, aber unaufhaltsam auf den verschiedenen Gebieten führe, wenn man den Empirismus, an seinem Ort und zu seiner Zeit so unleugbar berechtigt, zu der allein und überall geltenden Weltanschauung erheben wolle. Das Schicksal des Empirismus schildert Pfleiderer zuletzt mit den Worten:

„Alle höheren geistigen Potenzen werden geleugnet; in der freidenkenden Vernunft des *cogito, ergo sum* ist das Feuer des Leuchtturms gelöscht; widerstandslos treibt das Schiffein auf die Sandbank und lässt die Männer des vorgeblich allein festen Standpunkts das finden, was Kant so treffend als Skepsis zeichnet: *Instabilis tellus, innabilis unda*“ (539).

¹⁾ Vgl. E. Pfleiderer, Empirismus und Skepsis in David Humes Philosophie. Berlin 1874.

6. A. Speckmann¹⁾ bezeichnet den sensualistischen Empirismus Lockes als den Ausgangspunkt Humes. In zweiter Linie sei Berkeleys Idealismus auf ihn von Einfluss gewesen. Die Zurückführung alles Erkennens auf Impressionen sei für die metaphysischen Begriffe verhängnisvoll geworden. Das Resultat seiner ganzen Untersuchung sei somit die Skepsis (21). Wir haben jedoch nachgewiesen, dass es namentlich Berkeley war, von dem Hume ausgegangen ist; denn indem Berkeley mit der Unentschiedenheit Lockes brach, war er in wesentlichen Stücken, wie vor allem hinsichtlich des Substanzbegriffs, des Begriffs der Kraft und der Passivität unseres Verstandes gegenüber der Verknüpfung der Ideen bereits zu den radikalen Anschauungen gelangt, die nach ihm Hume mit verschärften kritischen Mitteln zum Ausdruck brachte.

7. O. Pfleiderer²⁾ sagt in seiner Religionsphilosophie von Hume: „In der völligen Entzweiung der kritischen Vernunft mit dem dogmatischen Glauben lag der Abschluss der deistischen Bewegung: der vollendete Zweifel wendet sich zuletzt gegen seine eigenen Voraussetzungen und hebt mit diesen auch sich selbst auf“ (125).

Auch Joh. Raffel³⁾ ist der Ansicht, dass Hume die in der Erkenntnislehre Lockes und Berkeleys enthaltenen skeptischen Konsequenzen zum völligen Skeptizismus fortbilde (29). Bezüglich der Frage nach der Existenz einer Aussenwelt erklärt er, dass Hume den allgemein vorgefundenen Glauben daran als eine mit Notwendigkeit aus der Natur unserer Einbildungskraft entspringende Fiktion zu erweisen suche, indem er überhaupt die Möglichkeit eines Beweises für die Existenz eines vom Bewusstsein unabhängigen Seins aufhebe (39).

Paul Richter⁴⁾ glaubt, dass Hume vor allem an die Lehre Berkeleys angeknüpft habe, mehr als an diejenige Lockes. Hierbei stützt sich Richter auf Grimm, Zur Geschichte des Erkenntnisproblems: Von Bacon bis Hume, Leipzig 1890, 438 ff. Ferner meint er, dass die Entstehung der Humeschen Philosophie vor allem in der Fassung, wie sie im *Treatise* vorliege, in weitgehendem Masse dem Gesetze der Kontinuität unterworfen sei. Er weist deshalb besonders

¹⁾ Vgl. A. Speckmann, Ueber Humes metaphysische Skepsis. J. D. Bonn. 1877.

²⁾ Vgl. O. Pfleiderer, Religionsphilosophie. 2 Bde. Berlin 1878, I 125.

³⁾ Vgl. Joh. Raffel, Die Voraussetzungen, welche den Empirismus Lockes, Berkeleys und Humes zum Idealismus führten. J. D. Berlin 1877.

⁴⁾ Vgl. Paul Richter, Humes Kausalitätstheorie und ihre Bedeutung für die Begründung der Induktion. J. D. Halle 1893.

auf den Substanz-, Kraft- und Kausalitätsbegriff hin, an denen dies deutlich zutage trete (8).

Zu denen, die Hume zu den Skeptikern zählen, gehört auch Georg Rädler¹⁾. Nicht nur um der vielen Wahrheiten willen, die Hume gefunden, sondern ganz besonders um seiner grossen Irrtümer willen sei dieser Philosoph ein durchaus würdiges Objekt philosophisch-historischer Forschung.

W. Brede²⁾ meint, Hume sehe sich am Schlusse seiner Erörterungen gezwungen, eine absolute Unzuverlässigkeit jeglichen Urteils zu konstatieren. Der naive Begriff der Wahrheit als Uebereinstimmung unserer Ideen mit den Tatsachen der Erfahrung sei schon von Locke aufgegeben worden. Aber selbst der Lockesche Begriff der Wahrheit als Uebereinstimmung der Ideen miteinander treffe auf die Lehren des *Treatise* nicht mehr zu. Der Verfasser begnüge sich mit einer Beschreibung der geistigen Vorgänge und der sie beherrschenden Gesetze. Auch nach ihm ist Hume Skeptiker (21).

William J. Long³⁾ nennt Humes System die Ausführung der Berkeleyschen Substanzlehre, Hume also den konsequenten Berkeley (20). Auch Long bezeichnet die Teilung der menschlichen Denktätigkeiten in Eindrücke und Ideen als verhängnisvoll und weist dies am Substanzbegriff nach; er zeigt, dass die natürliche Folge absoluter Skeptizismus sein musste (37). Ueber Humes Substanzlehre urteilt er, sie sei, genau betrachtet, die Verneinung des Lockeschen Systems durch Berkeley und des Berkeleyschen Systems durch Berkeley selbst, d. h. durch einfache Ausführung von den Berkeleyschen gegebenen Prämissen. Er habe die denkende Substanz mit denselben Beweisen widerlegt, die Berkeley gegen die körperliche gebraucht habe. Und hiermit sei er zufrieden gewesen; er habe im Skeptizismus nicht weiter gehen können. Der folgende Teil seines Werkes über die Seele sei überflüssig, weil es ja nach ihm keine Seele gebe und gar nichts, das an die Stelle einer Menschenseele

¹⁾ Vgl. Georg Rädler, Ueber das Abstraktionsphänomen in der Erkenntnistheorie David Humes. J. D. Leipzig 1876.

²⁾ Vgl. Wilhelm Brede, Der Unterschied der Lehren Humes im *Treatise* und im *Inquiry*. J. D. Halle 1896.

³⁾ Vgl. William J. Long, Ueber Humes Lehre von den Ideen und der Substanz in ihrem Zusammenhang mit derjenigen Lockes und Berkeleys. J. D. Heidelberg 1897.

treten könne. Aber es zeige sich deutlich, dass diese Verneinung Lockes und Berkeleys, diese negative Folge des Skeptizismus, die grosse Frage nach der Substanz als Basis der verständlichen Relationen gar nicht beantwortet habe (38). Humes Skeptizismus sei vollständig. Am Geiste sei nichts weiter zu erforschen; er bestehe bloss in und aus Wahrnehmungen, die dem menschlichen Verstande unerklärlich seien. Wenn ein solcher Schluss das Ende aller Philosophie sei, so sei es auch nicht eigentümlich, dass Hume keine Philosophie mehr habe studieren wollen, sondern sich den praktischen Problemen des Staates, der Geschichte und des sozialen Lebens zugewandt habe (40).

Aehnlich wie O. Pfeiderer konstatiert auch Hermann Meinardus¹⁾ die Skepsis Humes auf religionsphilosophischem Gebiete. Auf dem Prinzip der Trennung von Philosophie und Theologie beruhe seine ganze Kritik, welche ihm den Ruf eines Skeptikers auch auf diesem Gebiete zugezogen habe. Der Vernunft stehe weder das Recht der Begründung noch der Ableitung religiöser Wahrheit zu (7).

S. J. Mirkin²⁾ betont, dass wenn man Kant richtig verstehen wolle, man die Philosophie Humes kennen müsse; denn sie sei in bezug auf Kant die *conditio sine qua non*. Kant ohne Hume sei einfach nicht denkbar. Zuerst musste ein grosser und scharfsinniger, vor keiner Konsequenz zurückschauernder Denker wie Hume den Rationalismus völlig zerstören und den Empirismus zu einem folgerichtigen, in Phänomenalismus und Skeptizismus sich auflösenden Abschluss bringen. Bei einer Vergleichung beider zeige sich, dass Hume in vielen Stücken Kant antizipiert habe, freilich ohne dass letzterer es immer wusste, weil das Hauptwerk Humes Kant unbekannt blieb (1. 2). Hume nennt er nach dem Vorgange Mendelssohns den Zerstörer des Rationalismus und Empirismus zugleich, den Allzermalmer (19).

9. A. Prehn³⁾ hebt namentlich die positivistischen Anklänge in Humes Lehre hervor. Sein Streben gehe auf wirkliches Erkennen. Daher befasse er sich naturgemäss mit dem psychologischen und

¹⁾ Vgl. Hermann Meinardus, David Hume als Religionsphilosoph. J. D. Erlangen 1897.

²⁾ Vgl. Isaak Mirkin, Hat Kant Hume widerlegt? J. D. Bern. Erschienen Halle 1902.

³⁾ Vgl. A. Prehn, Die Bedeutung der Einbildungskraft bei Hume und Kant für die Erkenntnistheorie. J. D. Halle 1901.

physiologischen Mechanismus der Erfahrungswelt (5). Er kommt aber zu dem Resultat, dass unserem Philosophen bei allem Positivismus nichts als die Skepsis bleibe, weil ihm nämlich die Erfahrung nur ein Instinkt, keine objektive Erkenntnis sei (10). Wenn die Einbildungskraft das ursprüngliche Vermögen sei, welches allen psychischen Prozessen zu Grunde liege, so müsse — zieht Prehn den richtigen Schluss — Einbildungskraft und Bewusstsein bei Hume ein und dasselbe sein (14). Aus dem Unbestimmten der Einbildungskraft erkläre sich Humes Stellung zum Objekt, zur Aussenwelt, zu der Identität der Dinge und des Ich, zu der Substanz, erkläre sich der ganze Charakter der Humeschen Philosophie (18). Mit wie blendenden Worten und feiner psychologischer Beobachtung Hume auch das Verhältnis der Gewohnheit und der Einbildungskraft zum Kausalgesetz zu schildern wisse, wie die Gewohnheit zunächst wirke und der Einbildungskraft ihre Richtung gebe, so gebe er tatsächlich den Primat des denkenden Bewusstseins, die aktive Herrschaft des Verstandes über die empirische Folge der Erscheinungen in der Zeit zu, wenn er ein „Nachdenken“ über die Natur jener Umstände, eine die Gewohnheit berichtigende Reflexion fordere (21). Humes Empirismus sei extremer als der Lockes, er leugne auch den Verstand. Aber das Selbstbewusstsein könne er nicht aus seiner Philosophie eliminieren, so gern er es möchte, es trete immer wieder hervor, als das oberste Prinzip, das trotz aller Verkleinerung beharre. Dieses selbsttätige Bewusstsein heiße bei Hume Einbildungskraft; in ihr offenbare sich das vornehmste Vermögen der Humeschen Philosophie. Aber die Einbildungskraft sei blind, sie lüge (24). Wer soll jedoch, müssen wir hier fragen, das „Nachdenken“ und die berichtigende Reflexion vornehmen, wenn Hume den Verstand leugnet? Vielleicht das Selbstbewusstsein, das oberste Prinzip, genannt Einbildungskraft? Diese ist ja blind! Sie lügt! Wie kann sie denn da „berichtigend“ reflektieren? Mit dem „Primat des denkenden Bewusstseins, mit der aktiven Herrschaft des Verstandes“ — den Hume zudem leugnet! — „über die empirische Folge der Erscheinungen“ wird es also doch wohl nichts sein! — So musste Humes Philosophie zum Relativismus führen, meint Prehn, und in der Skepsis enden; denn das psychologische Prinzip der Einbildungskraft ist kein Erkenntnisprinzip (24); Hume mache eben den Fehler, das Urteilsvermögen mit der Einbildungskraft zu identifizieren. Prehn nennt den Skeptizismus Humes positiv. Wie unberechtigt diese Be-

zeichnung ist, dürfte aus dem bisherigen deutlich hervorgehen. Was soll denn eigentlich an ihm positiv sein? — Weil Hume an der Gesetzmässigkeit nur die subjektive Seite erkenne, das Objektive in ihr verwerfe, stehe er nur im Vorhof der erkenntnistheoretischen Wahrheit (61). Gewiss, denn die Erkenntnis, nichts zu wissen, ist bekanntlich auch schon ein Wissen.

Mit der positivistischen Betrachtungsweise werden wir es grösstenteils auch bei den folgenden Autoren zu tun haben.

10. Franz Jahn¹⁾ findet, dass man heute Hume gerechter geworden sei. Man habe ihn früher vielfach als den hingegenommen, als welchen ihn Kant geschildert habe, nämlich als blossen Skeptiker. Hume spiele mit dem Worte Skeptizismus, er sei dafür genug bestraft worden (5). Er nennt Humes Standpunkt einen ausgesprochenen subjektiven Idealismus. Ferner betont auch er, dass Hume besonders Berkeley gefolgt sei, dessen Satz *esse percipi* er vollständig zu seinem Lösungswort gemacht habe; Hume folge ihm hierin treulich nach (9). Hume kenne also nur die Bewusstseinswelt und ihre Phänomene als Objekte möglicher Erkenntnis. Seine Erkenntnistheorie stelle sich dar als ein Versuch, den Positivismus in seiner vollsten Strenge durchzuführen, d. h. er schreibe nur dem Erkennbarkeit zu, was man wahrnehmen und erfahren könne. Wahrnehmen und erfahren könne man aber eben nur psychische Vorgänge. Bei seinem Urteil beruft Jahn sich auf F. Papillon (David Hume, Versailles 1868), der Hume mit Recht als Vorgänger Comtes bezeichne (10). In zweifacher Hinsicht führe aber der konsequent durchgeführte subjektiv-empiristische Positivismus zum Skeptizismus: Hume bezweifle nämlich sowohl die Erkenntnis von *constancy of objects*, von hyperräumlichen Wesenheiten, als auch von *coherent objects*, also einen vom Bewusstseinsverlauf unabhängigen Naturverlauf.

Nach E. Petzholtz²⁾ ist nicht Lösung, sondern Auflösung das Ergebnis von Humes Lehre. Sein Standpunkt gebe sich als der des vollendeten Idealismus zu erkennen. Wolle man demnach seine Philosophie nach ihrem Inhalt bestimmen, so könne man sie nur einen idealistisch gefärbten absoluten Empirismus nennen. Anders gestalte sich das Resultat jedoch, wenn man Humes philosophischen Standpunkt aufgrund seiner Methode bestimme. Hier

¹⁾ Vgl. Franz Jahn, David Humes Kausalitätstheorie. J. D. Leipzig 1895.

²⁾ Vgl. E. Petzholtz, Die Hauptpunkte der Humeschen Erkenntnislehre, J. D. Rostock 1895.

habe er bahnbrechend und epochemachend zugleich gewirkt. Hume habe jene fruchtbare Methode angebahnt, die unter Kants Händen die schönsten Resultate gezeitigt habe und nach ihm Kritizismus genannt werde (41). Die Bezeichnung Skeptizismus findet er sodann für Humes Lehre nur zum kleinsten Teil berechtigt, wohl aber Benennungen wie empirischen Idealismus oder Kritizismus. Denn ein aufmerksamer Leser werde ihm schwerlich die Tendenz nachweisen können, dass er die Möglichkeit des Wissens gänzlich geleugnet habe, jenes Wissens, dessen Grundlagen er doch auf seine Art gerade zu befestigen geglaubt habe. — Petzholtz hätte wohl besser gesagt, dass Hume die Tendenz nicht nachgewiesen werden könne, dass er die Möglichkeit des Wissens gänzlich habe leugnen wollen; denn dass Hume sie schliesslich tatsächlich geleugnet hat, geht aus allem nur zu deutlich hervor. — Wenn die Konsequenzen seiner Lehre auch zuletzt zum völligen Verzicht auf alle Erkenntnis führen müsse, so habe Hume selbst — wie alle seine Aeusserungen zeigten — doch sicherlich kein Bewusstsein von diesen äussersten Folgen gehabt, und die positiven Bestrebungen eines Philosophen darum als Skeptizismus zu bezeichnen, weil sie zu unbeabsichtigten skeptischen Konsequenzen führten, dazu liege in der Tat kein Grund vor (44). — War sich Hume, so fragen wir hier, wirklich der Tragweite seiner Lehre nicht völlig bewusst? Oder bezieht sich die Bezeichnung Skeptizismus etwa nicht lediglich auf das negative Ergebnis einer Theorie? Wie schreibt er doch nur bei allen „positiven Bestrebungen“, die wir durchaus nicht geleugnet haben, am Ende des Traktates?

„Ich bin erschrocken und verwirrt in der Einsamkeit meiner Philosophie . . . ich glaube ein Ungeheuer zu sein.“ „Die Betrachtung der vielfachen Widersprüche des Verstandes hat mich so unbefriedigt gelassen, dass ich im Begriffe bin, alle Urteile und Folgerungen wegzurwerfen.“ „Ich bin nahezu entschlossen, meine Bücher und Schriften ins Feuer zu werfen und nie mehr den Lebensfreuden um der Philosophie willen zu entsagen.“

Ist denn dies nicht als der echte Schluss des Skeptizismus zu betrachten?

Jahn und Petzholtz stimmen also in der Bezeichnung des Humeschen Standpunktes als vollendeten „Idealismus“ überein. Wir werden später hierauf nochmals zurückkommen.

11. Auch A. Cook¹⁾ glaubt, dass in Humes Philosophie vieles enthalten sei, was positiv ist, etwas, das ein System der Philosophie

¹⁾ Vgl. A. Cook, Humes Theorie über die Realität der Aussenwelt. J. D. Halle 1904.

genannt werden könnte; reiner oder wirklicher Skeptizismus könne jedoch nur rein negative Resultate haben. Vor allem sucht Cook diese Ansicht durch Humes Lehre über die Realität der Aussenwelt zu beweisen. Er kommt zu dem Resultat, das mit demjenigen der beiden zuletzt genannten Autoren im schroffsten Gegensatz steht: dass Hume nämlich keinen Gedanken an Idealismus in seiner Philosophie habe. Was auch ihre wirklichen Resultate waren, ihre beabsichtigten Resultate waren Realismus oder Positivismus. Später (37) stellt er dann auch noch den Empirismus den beiden letztgenannten an die Seite, so dass man unwillkürlich fragen muss, ob denn das alles eins sei. Das wirkliche Resultat jedoch war auch nach Cook Skeptizismus. Im einzelnen schliesst sich der Autor meistens an die Ausführungen von A. Riehl an, auf den wir später noch zu sprechen kommen.

12. Mit R. Hönigswald¹⁾ sind wir vollkommen einverstanden, wenn er sagt, nicht die Tatsache unserer Gewissheit hinsichtlich der realen Existenz beharrlicher Gegenstände, sondern nur die Natur dieser Gewissheit sei Humes Problem. Er wolle wissen, ob sie auf irgend einer Art von Erkenntnis beruhe, und da er durch seine Untersuchungen zu einer Verneinung dieser Frage geführt werde, einerseits ihre wirklichen Grundlagen, andererseits die Eigenart der Vorstellung, die wir uns von realen Dingen überhaupt zu bilden vermögen, feststellen. Die Lösung dieser Doppelfrage bilde den Gegenstand der Humeschen Realitätslehre. Auch leugnet niemand, dass Hume seine Ueberzeugung von der Existenz beharrlicher Aussendinge nicht von irgend einem Untersuchungsergebnis abhängig gemacht habe. Wenn der Verfasser jedoch sagt, sicher sei, dass den Vertretern der Anschauung von der skeptischen Richtung des Humeschen Denkens der wahre Standpunkt des Philosophen in der Daseinsfrage und vor allem das Verständnis der Konsequenzen dieses Standpunktes, der Summe von positiven Ergebnissen seines Denkens, fremd bleibe (15) — so erwidern wir, dass es uns scheint, als ob der Verfasser trotz seiner Kenntnis des „wahren Standpunkts des Philosophen in der Daseinsfrage“ eben doch nicht alles sich völlig klar gemacht habe; denn sonst musste er sich sagen, dass dieser Glaube an die beharrliche Existenz von Dingen ganz auf dem gleichen Wege entstanden ist wie der Glaube etwa an den Substanzbegriff des

¹⁾ Vgl. Dr. med. G. Hönigswald, Ueber die Lehre Humes von der Realität der Aussendinge. J. D. Halle 1904.

naiven Bewusstseins. S. 4 sagt er ja selbst, dass der Philosoph die Quelle unserer Gewissheit in der Einbildungskraft entdeckt zu haben glaube. Was aber von ihren Machinationen zu halten ist, sagt Hume nur allzu deutlich. Nie und nimmer ist diese imstande, uns absolute Gewissheit zu geben. Wenn also Hume sich durch die Macht der Tatsachen genötigt sah, an die Existenz der Aussendinge zu glauben, so war er sich dabei wohl bewusst, dass er die Existenz derselben doch nicht beweisen konnte. Hönigswald ist also gerade über den Kernpunkt der Humeschen Lehre in einem gewaltigen Irrtum begriffen. Alles nämlich, was die Einbildungskraft uns vorkommt, ist nach Hume Schein, Illusion, der Glaube an die Kausalität sowohl wie der an die Substanz. Dazu kommt, dass Hume es ganz deutlich ausspricht, dass die Existenz der Aussendinge unbeweisbar sei. An diesen Glauben muss also auch derselbe Massstab angelegt werden wie an die anderen Begriffe, die Hume unter seiner Hand zerpfückt hat; denn er ist nur einer unter vielen. Nicht in der Lehre von der Aussenwelt ist der Kernpunkt der Humeschen Philosophie zu suchen, sondern in der von der Kausalität. Welche Summe von positiven Ergebnissen, die für die Bestimmung des Humeschen Standpunkts wichtig wären, können denn aus seiner Lehre über die Daseinsfrage gezogen werden? Doch wohl nur die eine, dass mir die Welt nur als eine Summe von Ideen erscheint! Es ist also völlig gegenstandslos für die Bestimmung des Humeschen Standpunktes, wenn Hönigswald schreibt, ein Zweifel an der beharrlichen Existenz von Dingen könne Hume nach seinen bisherigen Ausführungen nicht mehr imputiert werden. Denn Hume konnte sehr wohl an diese Existenz glauben, er war sich aber der Bedeutung dieses „Glaubens“ wohl bewusst. Wenn er sodann behauptet, die Geltung unserer Vorstellung von der realen Existenz der Aussenwelt sei unabhängig von jeglicher Erkenntnis, auch der durch „reine“ Erfahrung, so erwidern wir: von einer „Vorstellung“ von der realen Existenz der Aussendinge darf man überhaupt nicht reden, da nach Hume für diese „Vorstellung“ kein Eindruck sich nachweisen lässt, auf den sie zurückgeführt werden könnte. Denn es kann sich doch in diesem Zusammenhang nur um die Substanzvorstellung handeln. Die Aussenwelt ist aber nach Hume nichts als eine Summe von Einzelvorstellungen, die dann die Einbildungskraft zu einem Ganzen verarbeitet und so den Glauben in uns erweckt, als gebe es eine wirkliche, reale Aussenwelt. Hönigswald hätte also „Glauben“ sagen

sollen! Sodann geben wir ihm gerne zu, dass dieser Glaube eine Geltung besitzt, die unabhängig von jeglicher Erkenntnis ist. Eben deshalb hat sie aber auch keinen Bezug auf das skeptische Resultat der Humeschen Philosophie, wohl aber der Glaube selbst. Denn um im praktischen Leben auszukommen, dazu sind wir nach Hume trotz der Unzuverlässigkeit unserer Erkenntnis allerdings sehr wohl befähigt. Dies ist aber wieder etwas ganz anderes als die Gewissheit unserer Erkenntnis. Es verhält sich damit ähnlich wie mit den Begriffen von Gott, Freiheit und Unsterblichkeit bei Kant: sie haben auf theoretischem Gebiete keine Geltung, wohl aber auf praktischem. Wenn Hönigswald also den obigen Satz als das Resultat von Humes Untersuchungen über unsern Glauben an das beharrliche Dasein der Gegenstände bezeichnet und von ihm sagt, dass es natürlich im schroffsten Gegensatze zu jeglicher Skepsis im Sinne eines Zweifels an der realen Existenz der Dinge stehe, so ist das Resultat eben auf das praktische Gebiet allein zu beschränken: auf diesem spielt der Zweifel allerdings keine Rolle, aus ihm hat ihn Hume in der Tat verbannt. Das positive Ergebnis schrumpft dadurch aber auf ein sehr minimales zusammen, indem es eben auf ein Gebiet allein sich bezieht, das bei der Beurteilung des Standpunktes unseres Philosophen eben ausser betracht bleiben muss. Denn aus der Geltung dieses Satzes im praktischen Leben darf Hönigswald nicht den Schluss ziehen, dass er auf theoretischem Gebiete dieselbe Geltung habe, d. h. dass er im schroffsten Gegensatze zu jeglicher Skepsis im Sinne eines Zweifels an der realen Existenz der Dinge stehe. Auf diesem Gebiete — haben wir gezeigt — hat der „Glaube“ an die Realität der Aussenwelt mit der Skepsis sogar sehr viel zu tun.

Humes Methode der „reinen“ Erfahrung nennt Hönigswald sodann positivistisch. Hume sei Skeptiker nicht mehr als jeder wissenschaftliche Forscher überhaupt! — Eine solche Behauptung können wir nur als eine höchst sonderbare Verkennung der klarsten Tatsachen bezeichnen, die lediglich daher rührt, dass Hönigswald der Kernpunkt der Humeschen Lehre völlig unbekannt geblieben ist. Nun begreifen wir auch, dass er den Satz aufstellt, *esse* sei für Hume so wenig *percipi* wie *demonstrari*, wenn Sein die beharrliche Existenz realer Aussendinge und Wahrnehmen unmittelbares Erkennen bedeute. — Aus alledem geht deutlich hervor, dass Hönigswald, gerade wie der Positivismus es tut, die Philosophie Humes lediglich

auf eine Beschreibung der psychischen Tatsachen beschränkt und sie dadurch ihres eigentlichen Charakters entkleidet.

Auch W. Windelband (a. a. O. 375) vertritt die Ansicht, dass Hume der Begründer des Positivismus sei. Hume betone mehr den konsequenten und ehrlichen Empirismus, der verlange, dass, wenn die einzige Quelle des Wissens in der Wahrnehmung fliesse, in diese auch nichts weiter hineingemengt werde, als sie wirklich enthalte. Damit sei jede Theorie, jede Erforschung der Ursache, jede Lehre vom „wahren Sein“ hinter den „Erscheinungen“ ausgeschlossen. Darum ist nach Windelbands Ansicht Berkeley nur von Hume aus richtig zu verstehen, sein Idealismus sei halber Positivismus; er lege besonderes Gewicht darauf, dass hinter den Ideen der Körper nicht noch etwas Abstraktes, an-sich-Seiendes gesucht werden solle. Nach der heutigen Terminologie werde dieser Standpunkt als Positivismus bezeichnet, und somit sei Hume dessen Begründer.

13. R. Falckenberg¹⁾ betrachtet Hume zwar als den Nachfolger Berkeleys, dem er jedoch nicht bis zur Leugnung der äusseren Wirklichkeit gefolgt sei, dem ausserdem andere Punkte der Lockeschen Philosophie der Ergänzung bedürftig schienen. Der Gegensatz der Vernunft- und Erfahrungserkenntnis werde schärfer gefasst, die Verbindung der Vorstellungen der Willkür des Verstandes entrückt und unter die Botmässigkeit psychologischer Gesetze gestellt, und zu der Unterscheidung der äusseren und inneren Erfahrung, von denen der ersteren die Priorität eingeräumt werde, da man vorher eine äussere Empfindung gehabt haben müsse, ehe man sich derselben reflektierend als eines inneren Vorgangs bewusst werden könne, trete, gleich wichtig und mit ihr sich kreuzend, die zwischen Wahrnehmung und Vorstellung hinzu, von denen ebenfalls die erste von der zweiten vorausgesetzt werde. — Wir haben gesehen, dass diese Unterscheidungen bei Hume völlig untergeordneter Natur sind, bloss nomineller Art. Falckenberg legt offenbar besonderen Wert auf einige Stellen, in denen Hume mehr als Realist denn als Skeptiker erscheint; denn er wirft zuletzt noch die Frage auf: Darf Hume rundweg ein Skeptiker genannt werden? Seine Antwort hierauf geht dahin, dass im Hinblick auf solche Beschränkung der Erkenntnis auf das Messbare und das in der Erfahrung Vorliegende sowie auf den Gegensatz, von dem positiv Gegebenen, den unmittelbaren Tatsachen der Wahrnehmung, die Zutaten des Denkens scharf abzutrennen,

¹⁾ Vgl. R. Falckenberg, *Gesch. d. n. Phil.* 5. Kap. Abs. 4.

man denen beistimmen müsse, welche Hume als den Vater des modernen Positivismus bezeichneten. Schliesslich aber gibt Falkenberg zu, dass Humes geschichtliche Wirkung wesentlich auf der Skepsis beruhe; in seinem eigenen Vaterlande erwecke sie in der schottischen Schule die Reaktion des gesunden Menschenverstandes, während sie in Deutschland einen verwandten, aber grösseren Geist die Bande des dogmatischen Schlummers zerreißen und sich zur kritischen Tat ermannen half. Obwohl also Falkenberg geneigt ist, Hume im Anschluss an Volkelt (Erfahrung und Denken, 1886, 105) für einen Positivisten zu halten, kann er schliesslich doch nicht umhin, auf seine Skepsis die Hauptbedeutung zu legen.

14. J. H. von Kirchmann XII ist bestrebt gewesen, Hume als Realisten hinzustellen. Nur die Bescheidenheit sei es, die diesen bedeutenden Mann seine Lehre Skeptizismus statt Realismus nennen liess. Die Zurückführung der Ursächlichkeit auf eine Gewohnheit des Denkens statt auf eine Beziehungsform des Denkens sei der einzige erhebliche Unterschied, und dieser habe durchaus nicht die grosse Bedeutung, welche die Dogmatiker und selbst Kant ihm beilegten, und welche Hegel so geringschätzig über ihn urteilen liess. Das realistische Prinzip (der Erklärung nämlich) sei hier um so mehr am Platze, als Hume selbst darauf stehe. In seinem Vorwort zur zweiten Auflage vom Jahre 1874 tritt diese Ansicht von Humes Realismus noch viel stärker hervor; er nennt Hume „nichts weniger als einen Skeptiker“, ja er stehe in Wahrheit in allen Hauptfragen auf dem Standpunkte Lockes und unterscheide sich von diesem nur in der Auffassung der Ursächlichkeit und auch hier nicht erheblich. Damit jedoch unterschiebt er Hume eine Ansicht, die dieser nicht im entferntesten hatte. Mit Locke nehme Hume an, dass in den Dingen geheime Kräfte als Ursachen beständen, aus denen die denselben als Wirkungen zugeschriebenen Folgen hervorgingen; er erkenne die Realität der ursachlichen Verknüpfung und des Entstehens des einen aus dem andern als einen seienden Vorgang an und bestreite nur, dass diese geheimen Kräfte erkennbar seien. — Es ist etwa dasselbe, wie wenn Hönigswald a. a. O. 59 sagt, die „geheimnisvolle Kraft“, welche „Gedanken und Tatsachen in Uebereinstimmung halte“, sei das synthetische Identitätsgesetz eines Bewusstseins. Hume ahne dieses Gesetz, ohne es ausdrücklich formuliert zu haben. Er habe das Prinzip der synthetischen Einheit als

¹⁾ A. a. O. In seiner Uebersetzung des *Inquiry*, Phil. Bibl. Bd. 35 S. XII,

das höchste Gesetz von Natur und Wissenschaft angedeutet. — Die Anerkennung „geheimer Kräfte“ seitens Humes ist wohl richtig; wir haben auch früher schon bemerkt, dass er sich durch die Macht der Tatsachen eben genötigt sah, das, was in seiner Theorie keinen Platz fand, wenigstens im Gebiete des Tatsächlichen anzuerkennen. Diese Zugeständnisse dürfen aber nicht ausgeschlachtet werden, wenn es sich um die Bestimmung seines philosophischen Standpunktes handelt, wie dies hier die beiden genannten Autoren und der Positivismus in übertriebener Weise tun. Ob man jedoch von einer „Ahnung“ des synthetischen Identitätsgesetzes bei Hume sprechen darf, erscheint uns noch sehr fraglich, und von einer Andeutung kann sicherlich nicht die Rede sein. — Kirchmann wirft sogar Kant vor, dass er Hume in diesem Punkte falsch verstanden habe; denn letzterer habe die Realität der Ursächlichkeit sowie die in ihr enthaltene Notwendigkeit und Allgemeinheit eben nicht ganz geleugnet. Am Schlusse seiner „Erläuterungen“ findet demgemäss v. Kirchmann „die Behauptung sicherlich gerechtfertigt, dass Humes Philosophie nicht Skeptizismus, sondern ein ziemlich reiner Realismus ist, dem nur die Begründung seiner Lehre noch nicht überall gelungen ist“. — Wir haben auch hier wieder einen Versuch vor uns, durch Betonung untergeordneter Elemente, unter Beiseitelassung oder Verkenntung der Hauptpunkte, zu einer Beurteilung des Humeschen Standpunktes zu gelangen. Wir müssen diesem Vorgehen gegenüber immer wieder darauf hinweisen, dass es sich in jeder Erkenntnistheorie in erster Linie um das Problem der Gewissheit handeln muss, wenn man ihr Wesen und ihre Art bestimmen will. Lediglich um das Endergebnis handelt es sich. Bei Hume wird dies aber durch seine Auffassung von der Kausalität bestimmt, und es dürfen nur seine Aeusserungen über ihr Zustandekommen bei der Kritik in die Wagschale fallen. Wenn man solche Urteile, wie z. B. dasjenige v. Kirchmanns, liest, dann zeigt es sich, wie wichtig es ist, den Kernpunkt nicht durch Hereinziehen nebensächlicher Momente aus dem Auge zu verlieren und unentwegt an den Konsequenzen desselben festzuhalten. Und bei Hume gerade ist dies doppelt nötig. — Das Verhältnis Kants zu Hume glauben wir oben ausreichend dargestellt zu haben. Kirchmann verkennt eben völlig den gewaltigen Unterschied, der zwischen beiden tatsächlich besteht. Es leuchtet aber gleichzeitig auch ein, welche bedeutende Hilfe Kant an Humes Schriften vorfand; aber die grosse, jahrelange geistige Arbeit, deren es

bei Kant noch bedurfte, um aus Humes Lehren die richtigen Folgerungen zu ziehen, beweist aufs deutlichste, wie sehr die Endergebnisse beider Philosophen auseinandergehen, und wie gross der Unterschied beider ist.

Auch die Frage nach dem Verhältnis Humes zu Locke und Berkeley glauben wir endgültig erledigt zu haben. Bezüglich des Skeptizismus erwidern wir noch, dass Humes Erkenntnislehre durchaus idealistisch ist, und zwar konsequenter durchgeführt als bei Berkeley, weshalb der Skeptizismus bei ersterem auch vollständig ist, da er den Ausweg des Theologen Berkeley von sich wies. Wir akzeptieren daher auch die Bezeichnung Idealismus für die Lehre Humes, die einige der Autoren vorgeschlagen haben, doch mit der Einschränkung, dass sie lediglich eben nur die Lehre von der Subjektivität unserer Vorstellungen bezeichnet, unsere Vorstellungswelt. Die ungleich höhere und wichtigere Frage jedoch, die nach der Gewissheit unserer Erkenntnis, soweit eben diese unsere Vorstellungswelt sie darstellt, um derentwillen die Menschheit schon so viele geistige Kraft verbraucht hat, sie wird nur durch die Bezeichnung Skeptizismus im Humeschen Sinne beantwortet, weshalb wir ihr vor der ersteren den Vorzug geben, wenn es sich um die Bestimmung des Humeschen Standpunktes handelt.